

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Apoll und Artemis. Der kühne Doppelflug im Sonnenwagen nach dem Über-olympischen, dem Metakosmos, ist ein Aufschwung ins wahre Reich des Ideals. Hier betet Spitteler an und wir mit ihm; hier strömt auch das starke Gefühl:

In Anankes harter Welt

Gedeiht in Berg und Tal kein andrer Trost, der hält,

Als zweier Augen Zwiegestirn, von Freundschaft traut,

Und einer dankbewegten Lippe Liebeslaut.

Den Trost entwindet uns Spitteler nicht: Über der Welt des „Zwangs“, dem sich auch die Übermenschen beugen, sind andere, heilige Sphären. Es winkt das Land Meon, wo der Weltenheiland weilt. Von seinem Kommen gibt der schlummernde Engel im Kirchlein Thateron traumfallend Kunde. Der Engel, Hoffnung geheiß, nennt sich selbst die Wahrheit. So gibt es ein Entrinnen aus der mechanischen Weltauffassung. Unser Gefühl empört sich dagegen, wie Figurinen eines Puppentheaters an den Eisendrähten Anankes zu hängen; feige schließen wir schauernd die Augen vor dem gegenseitigen Aufressen alles Geschaffenen; wir reden uns umsonst zur Höhe des Ausnahmemenschen empor: aber mit gläubiger Hoffnung verfolgen wir jenen winzigen Lebenskeim, der am Schlusse des „Olympischen Frühlings“ Ananke zum Trost ins dunkle Weltall fällt. Denn so will es unsere Schweizerart, die im Ästhetischen allein — und mag es noch so gewaltige holdberückende Bilder hervorzaubern — nicht Genüge finden kann.

H e l e n e M e y e r.

Bücher-Rundschau

Basler Geschichte.

Vor beinahe zwei Jahrzehnten ist der erste Band der *Geschichte der Stadt Basel* von **Rudolf Wackernagel** erschienen. Das letzte Jahr brachte uns den dritten umfangreichen Teil. *) Die Kriegszeit hat das Werk außerordentlich verzögert. Und nun hat der Tod des Verfassers die Vollendung dauernd unmöglich gemacht. Die drei bisher erschienenen Bände enthalten die Geschichte des Gemeinwesens bis zur völligen Durchführung der Reformation. Die Entstehung der Stadt, ihr Emporwachsen zur Unabhängigkeit, der Anschluß an die Eidgenossenschaft und schließlich die erste Glanzzeit baslerischer Geistesgeschichte liegt darin vor. Im letzten Buch des dritten Bandes wird die religiöse Reform geschildert und damit die entscheidende Wendung zur Herausbildung der heutigen Basler Eigenart, wie wir sie alle kennen. Die Folge brachte stillere und weniger ergiebige Zeiten. Erst das 18. Jahrhundert sah wieder eine neue Blüte des Basler Geisteslebens. Offensichtlich lag diese Zeitspanne dem Verfasser ferner als das Mittelalter. Man wird deshalb sagen dürfen, daß wir heute in der Basler Geschichte von Rudolf Wackernagel ein abgeschlossenes Ganzes besitzen, so wie es der Eigenart des Verfassers entspricht.

Ich entsinne mich noch, daß uns in der Berliner Studentenzeit vom Ratheber herunter als das unerreichte Muster einer Stadtgeschichte im ganzen deutschen Sprachgebiet gerade das Werk Wackernagels empfohlen wurde. Und seither habe ich überall im Auslande das gleiche Urteil wiederholen hören. Worin liegen denn die Vorzüge des Werkes?

Einmal in der umfassendsten Beherrschung des gewaltigen Quellenstoffes! Aber welch ungeheure, entsagungsvolle Arbeit steckt dahinter! Wer davon eine Ahnung gewinnen will, der sehe sich einmal die unheimliche Masse der Quellen nachweise an. Im dritten Band umfassen sie volle 110 Seiten für 520 Seiten Text! In dem Sammeln dieses Stoffes, vielfach aus weitentlegenen Archiven und Veröffentlichungen, liegt eine Lebensarbeit. Rudolf Wackernagel hat eben weit länger als ein Vierteljahrhundert das Basler Staatsarchiv verwaltet. Er

*) Verlag von Helbling & Lichtenhahn, Basel.

hat dort die musterhafte Einrichtung geschaffen, die heute jeder Forscher so sehr zu schätzen weiß. In jahrzehntelanger Arbeit ist er so mit dem ganzen großen Bestande bis in die letzte Einzelheit hinaus vertraut geworden. Und das Basler Archiv ragt unter den deutschen Stadtarchiven durch seine reichen und weit zurückgehenden Bestände hervor. Vor allem enthält es eine Menge Quellen, die das innere Leben der Stadt, das ganze Tun und Treiben der Bürgerschaft vom Ende des 14. Jahrhunderts weg mit aller Deutlichkeit erfassen lassen. Eine Geschichte des mittelalterlichen Basel wird dadurch von vornherein sehr begünstigt. In der restlosen Heranziehung dieser reichen Quellen, wie sie eben nur durch eine jahrzehntelange Tätigkeit im Archive möglich war, liegt der erste große Vorzug dieser Städtegeschichte.

Noch höher einzuschätzen ist aber die Ausnützung der gewaltigen Fülle des Stoffes. Wadernagel hat alle Seiten des städtischen Lebens gleichmäßig in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, natürlich abgestuft je nach deren Wichtigkeit. Wir finden eine eingehende Darstellung der politischen Ereignisse, die ja an manchen Stellen zu dramatischer Größe emporsprossen. Man denke an die Armagnakenzeit oder an die Burgunderkriege. Aber daneben kommt die Entwicklung der städtischen Verfassung, das Wirtschaftsleben und die wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit ebenfalls zu ihrem Recht. Gerade in den kulturgeschichtlichen Abschnitten gelangt die Eigenart der Basler Quellen und ihre völlige Beherrschung durch den Verfasser am besten zum Ausdruck. Es ist dadurch möglich geworden, daß überall die handelnden Persönlichkeiten lebendig vor unsere Augen treten: Die Führer der städtischen Politik, die hervorragenden Kaufleute und Unternehmer, die Spitzen des geistigen Lebens. Durch die liebevolle Berücksichtigung einer Unmenge von an sich bedeutungslosen Einzelheiten wird das ganze Bild der Entwicklung Basels farbig und lebenswahr. Dabei wird aber alles nicht etwa vom lokalgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet. Überall treten die großen Zusammenhänge hervor, wird die Basler Entwicklung in den Rahmen des großen allgemeinen Geschehens hineingestellt.

Und zu allem dem kommt nun noch die Kunst der Darstellung. Heute findet man in der historischen Literatur so wenig Werke, die auch durch ihre Form zum Lesen reizen. Sachlich und nüchtern werden die Tatsachen auseinandergebreitet. Auf den Inhalt wird die größte Sorgfalt verwendet, die Form aber wird vollständig vernachlässigt. Nur selten fühlt man beim Lesen durch, wie sehr der Verfasser mit seinem Stoffe verwachsen ist, wie er in ihm lebt. Aber in der Basler Geschichte Wadernagels wird einem das auf jeder Seite deutlich. Die Liebe zu seiner Stadt, die Begeisterung über die Leistungen der alten Basler hat hier die Feder geführt. Wer sich davon rasch überzeugen will, der lese einmal die 11 Seiten starke Einleitung in dem Bändchen „Basel“ der Sammlung „Schweizer Städte“ (Genf, Boissonnas) durch. Eine knappere, aber auch eine eindrucksvollere und deutlichere Schilderung von Bedeutung und Eigenart Basels wird man nirgends finden. Nur ein begeisterter Verehrer seiner Stadt konnte diese Seiten schreiben. Dazu war nun dem Gelehrten die Gabe verliehen, außerordentlich anschaulich und immer lebendig und reizvoll zu erzählen. Mit peinlicher Sorgfalt ist das Ganze bis in die letzte Einzelheit hinaus gefeilt und geglättet. So ist diese Stadtgeschichte ein Werk geworden, das auch der historisch weniger Interessierte mit Genuß lesen wird.

Alle diese Vorzüge kommen am deutlichsten zur Geltung im ersten Buch des zuletzt erschienenen Bandes. Wadernagel hat ihm die sprechende Überschrift gegeben: Die großen Jahrzehnte. Es umfaßt die kurze Zeit vom Eintritt in die Eidgenossenschaft bis zum Beginn der Reformation. Auf dem politischen Gebiet war hier die Teilnahme an den italienischen Feldzügen der Eidgenossen zu schildern. Ferner fällt in jene Jahre der endgültige Ausbau des Basler Herrschaftsgebietes. All das aber wird weit übertroffen von der Bedeutung des geistigen Lebens. Die Universitätsstadt Basel war ja damals einer der Brennpunkte des Humanismus. Ich erinnere nur an die Namen von Beatus Rhenanus, von Glarean und Erasmus, an die Druckerfamilien

Amerbach und Froben und schließlich an Holbein. Wir begreifen, daß gerade diese Zeit Wackernagel am besten lag und daß er hier alle seine Fähigkeiten am freiesten sich auswirken lassen konnte. So ist dieser Band zu einem wahren Kabinettstück der Geschichtsschreibung geworden.

Diese Geschichte einer einzelnen Stadt ist damit über die örtliche Bedeutung weit hinausgewachsen. Sie gibt in vielen Teilen allgemein gültiges und wichtiges. Wenn jemand ein lebendiges Bild einer mittelalterlichen Stadt gewinnen will, wenn er alle die großen und kleinen treibenden Kräfte der damaligen Zeit kennen lernen will, wenn er vor allem einen glänzenden Ausschnitt aus dem Geistesleben des Humanismus genießen will, so kann man ihm ruhig den Rat geben: Greifen Sie zur Geschichte der Stadt Basel von Rudolf Wackernagel. Es wird niemand die Bände enttäuscht aus der Hand legen.

S e k t o r M m a n n.

Die Außenpolitik der Schweiz.

Im März- und Aprilheft der „Politischen Rundschau“, der Monatschrift der freisinnig-demokratischen Partei, hat Dr. C. v. Waldbkirch einen Aufsatz über die **Außenpolitik der Schweiz** veröffentlicht, der auch als Sonderabzug (Druckerei Heli, Bern, 24 S.) erschienen ist. Es ist zu begrüßen, daß die führende Partei des schweizerischen Staates — reichlich spät, nachdem in den letzten Jahren lebenswichtiger schweizerischer Besitzstand leichtfertig vertan worden ist — anfängt, diesem Gegenstand in ihren Reihen etwas größere Beachtung zu schenken und sich systematisch damit zu beschäftigen.

Zwei Ziele setzt v. Waldbkirch der schweizerischen Außenpolitik: die Unabhängigkeit des Landes zu wahren — das Hauptmittel dazu ist die dauernde Neutralität —, und den Ausbau und die Pflege der zwischenstaatlichen Beziehungen zu fördern. In der Differenzierung unserer Neutralität durch die Zugehörigkeit zum Völkerbund sieht v. Waldbkirch keinen Widerspruch zum bisherigen allgemeinen Neutralitätsrecht; ob die differentielle Neutralität allerdings im praktischen Falle durchführbar sein wird, läßt der Verfasser von verschiedenen, zum Teil unvorausehbaren Faktoren abhängen. Die Zonen wären nach v. Waldbkirch noch nicht endgültig verloren; zwischen der Aufhebung der Neutralisation Nordsavoyens und dem Beitritt zum Völkerbund bestehe kein Zusammenhang in dem Sinne, daß die Schweiz zu dieser Aufhebung zustimmen müsse als Gegenleistung gegen die Beitrittszulassung. Dem schweizerischen Rheinregulierungsprojekt wird wenig Aussicht auf Verwirklichung vorausgejagt und die Sicherung der Schifffahrt im französischen Seitenkanal als noch problematisch bezeichnet. Der Beitritt zum Völkerbund sei richtig gewesen, da wir ohne ihn unsere internationale Stellung preisgegeben hätten. In der Abrüstung befinde sich die Schweiz mit ihrem Milizsystem an erster Stelle und könne, um den Verpflichtungen der Londoner Deklaration zu genügen und aus verfassungsrechtlichen Gründen vorerst nicht weiter gehen. Ob die Schweiz Garantieverträgen beitreten könnte, wie sie in den letzten Jahren viel erwogen worden seien, wäre gegebenenfalls erst noch grundsätzlich zu entscheiden. Auf jeden Fall müßten wir die Verquickung der Schiedsgerichtsidee mit militärischen Sicherungen und Garantien ablehnen, dagegen die allgemeine Schiedsgerichtsidee fördern, wie wir das ja auch durch den Abschluß von Schiedsverträgen mit einer großen Anzahl von Staaten tun. Die Organe zur Erfüllung unserer Außenpolitik seien ordentlicherweise Bundesrat und Bundesversammlung. In der Demokratie müsse sich aber auch der einfache Bürger damit beschäftigen. Vielleicht bedürfe das Schweizervolk darin noch einer gewissen Schulung, wozu die Presse, wenn sie ernsthaft und verantwortlich geleitet werde, das wirksamste Mittel biete. Auf keinen Fall sei Opportunismus und Zickzackkurs auf dem Gebiete der Außenpolitik geeignet, die Ziele des Staates zu verwirklichen.

Dr. v. Waldbkirch legt in seiner Eigenschaft als Völkerrechtslehrer auf die Mitarbeit am Ausbau der zwischenstaatlichen Beziehungen großes Gewicht. Wir widerlegen uns dem nicht. Aber als Ziel und Zweck unserer Außenpolitik

möchten wir doch ausschließlich die Wahrung unserer Unabhängigkeit anerkannt wissen. Dient diesem Zweck die Mitarbeit am Ausbau der zwischenstaatlichen Beziehungen, dann lassen wir sie als Mittel dazu gerne gelten, als Staatszweck lehnen wir sie ab; der Staat kennt keine außer sich stehenden Zwecke. Aus diesem Grunde lehnen wir auch die Definition ab, die v. Waldkirch von der Außenpolitik als der Kunst gibt, „die Beziehungen eines Staates zu andern Staaten auf Grund der vorhandenen Mittel möglichst günstig zu gestalten.“ Außenpolitik ist die Kunst, die eigenen Staatszwecke möglichst erfolgreich zu verwirklichen. Dabei können gute Beziehungen zu andern Staaten natürlich förderlich sein. Aber sie sind nicht Selbstzweck. Wir haben es in den letzten Jahren ja mehrmals erlebt, daß um der guten Beziehungen zu einem Nachbarstaat willen schließlich auf lebenswichtige Rechte des schweizerischen Staates, die jener uns wegnehmen wollte, verzichtet worden ist. Gerade für den Kleinstaat ist es wichtig, genau auseinander zu halten, was Zweck und was Mittel ist, und kein Staatsbürger ist so sehr der Gefahr ausgesetzt, im Mittel schließlich den Zweck selbst zu erblicken, weil ihm in Ermangelung eines starken eigenen Staatswillens leicht das Bewußtsein des eigenen Staatszwecks verloren geht. Das ist auch der Grund, warum er sich in Verfolgung schöner Ideen dann gerne für fremde Staatszwecke mißbrauchen läßt.

Diese kritischen Anmerkungen sollen nicht irgendwie den Wert des v. Waldkirch'schen Aufsatzes herabsetzen. Der Aufsatz gibt in der dem Verfasser eigenen Klarheit und ruhigen Sachlichkeit die Anschauungen wieder, wie sie über diesen Gegenstand in Kreisen unseres führenden Freisinnus vorherrschend sein dürften und die in den Grundauffassungen der freisinnigen Weltanschauung mit ihren verdienstvollen, aber auch gefährlichen und unzureichenden Seiten wurzeln.

D.

Geschichte Europas.

Geschichte Europas von 1848 bis 1871. Von Alfred Stern. Vierter Band. Stuttgart und Berlin. Cotta 1924.

Dieser vierte und letzte Band der Sonderabteilung bildet eigentlich den zehnten Band des großangelegten Werkes „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871“ aus der Feder des verdienstvollen Forschers Alfred Stern, Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.

Dieser vierte Band kann ganz wohl für sich betrachtet werden, und wer die neun vorhergehenden nicht besitzt, braucht sich darum diesen nicht entgehen zu lassen. Kritik darf an einem solchen Werke nur der üben, der selbst in der Forschung drin steckt. Für uns bietet der Ruf und der Forscherernst des Verfassers die Gewähr für das Dargebotene. Was den Laien bei einem Geschichtswerk in erster Linie interessiert, das ist die Darstellungsweise und der Standpunkt des Verfassers, wenn anders die Geschichte für ihn etwas mehr bedeuten soll als eine Materialsammlung und ein Nachschlagebuch. Wir dürfen von dem Stil des Verfassers, den wir nicht schon aus den früheren Bänden her kennen, sagen, daß er sich angenehm liest, klar und sachlich sich darstellt und ganz besonders den jetzt so beliebten Prunk deutscher Gelehrtensprache vermeidet. Dies muß festgestellt werden, wenn das Buch nicht nur oben genanntem Zwecke dienen soll, sondern eine etwas weitere Verbreitung finden, die es in hohem Maße verdient.

Wir haben uns besonders die Zeit von 1870–71 angesehen, sie beansprucht beinahe die Hälfte von den 535 Seiten und schien uns am geeignetsten zu unserer Orientierung zu sein. Es ist nämlich die Schuldfrage an gewissen politischen Ereignissen nicht erst eine Erfindung des Weltkrieges von 1914, sie spielt schon seit 1870 ihre Rolle, und von ihrer Beantwortung hing schon um 1914 die Stellungnahme vieler ab. Wem man für den blutigen Zusammenstoß von 1870 die Verantwortung zuschieben konnte, der mußte um

so schuldiger im Weltkriege dastehen. Nun war es für unsere Landsleute französischer Zunge schon lange eine ausgemachte Tatsache, daß die „gefälschte Emser Depesche“ den Krieg von 1870 veranlaßt habe. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit deutlich, wie wenig es in völkerpsychologischer Hinsicht darauf ankommt, eine Tatsache einwandfrei darzustellen und wieviel wichtiger es ist, ein bequemes Schlagwort zu prägen. Wenn wir auch gleich wie die Preußischen Jahrbücher (Dezember 1924, S. 333) mit Genugtuung feststellen, daß „der objektivste aller gegenwärtigen Geschichtsschreiber nach erneuter Prüfung des Sachverhalts und nunmehr wohl restloser Ausschöpfung der Berliner Akten in der Frage der Entstehung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 zu einem glatten Schuldspruche gegen Frankreich gelangt,“ so steht doch zu fürchten, daß die „gefälschte Emser Depesche“ nicht so bald aus allen Schulbüchern verschwinden wird. Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, bleibt eben dieses Bild noch schwankend. Was Stern einleitend zum achten Kapitel sagt, das dürfte der Geschichtsschreiber von 1914 ruhig abschreiben: „Es ist ein müßiges Unterfangen, den Ursprung großer geschichtlicher Erschütterungen, seien es geistige Umwälzungen, seien es Revolutionen oder Kriege, von einem einzigen, letzten erkennbaren Anstoß herleiten zu wollen.“ In Beurteilung des Frankfurter Friedens, der in der Westschweiz vielfach einem Karthagerfrieden gleichgestellt wurde, sagt Stern, er habe allerdings dem besiegten Frankreich sehr schwere Bedingungen aufgebürdet, er sei aber nicht darauf angelegt gewesen, es zur Ohnmacht oder zur Sklaverei zu verdammen. Und was er sonst noch des weitern ausführt, ist sicherlich im Hinblick auf den Vertrag von Versailles gesagt. Sympathisch berührt, wie er über Frankreich in diesem Passus urteilt, und somit ist für uns der Standpunkt des Forschers als eines unparteiischen Richters mit fühlendem Herzen gekennzeichnet. Umso größeres Gewicht haben für uns seine aus dem weitgehendsten Aktenstudium herausgeholten Feststellungen geschichtlicher Tatsachen.

Auch wir dürfen dem greisen Forscher zur Vollendung seines gewaltigen Werkes Glück wünschen und danken zugleich. H. Sch.

Ein neues Buch über den Faschismus.

Dieses Frühjahr ist ein Werk über das politische Italien der Nachkriegszeit erschienen,*) das nach Absicht des Verfassers das deutsche Volk mit der neuen und eigenartigen, ethischen und politischen Bewegung vertraut machen soll, die unter dem Namen Faschismus zusammengefaßt wird. Auch die Schweiz hat allen Grund, sich mit der Politik ihres südlichen Nachbarn zu beschäftigen, deren Auswirkungen und Ziele unsere Interessen auf mehr denn einem Gebiete berühren. Auch insofern verdient die Bewegung Interesse, als, abgesehen von Rußland, Italien bisher das einzige Land ist, in dem der Weltkrieg schöpferisch eine Umgestaltung herbeigeführt hat.

Der Verfasser sucht den Faschismus wissenschaftlich zu erfassen und zu gliedern. Als Quellen dienen ihm die politische Literatur und die Tagespresse, unter welcher der deutschsprachigen Presse, die naturgemäß nur aus zweiter Hand schöpft, vielleicht ein zu großer Raum vorbehalten wurde.

Der Faschismus, wie er sich in Italien entwickelt hat, besteht aus einer kollektiven und einer individuellen Komponente: aus einer Volksbewegung und aus einer Führerpersönlichkeit, die die erwachenden Volkskräfte gesammelt, geordnet und zu einem organischen Ganzen gefügt hat. Insofern ist der Faschismus ein in Italien autochthones Gebilde. Dabei soll nicht verkannt werden, daß sich ähnliche Regungen seit dem Kriege auch bei andern Völkern bemerkbar gemacht haben, ohne daß ihnen jedoch ein Aufschwung wie in Italien zu Teil geworden wäre. Eine so umfassende und mitreißende Bewegung, die in kurzer Zeit das ganze Land ergriffen und die Staatsmacht an sich gerissen

*) J. W. Mannhardt: Der Faschismus; C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1925; 412 S.

hat, ist ohne starke Antriebe, ohne geistigen Gehalt undenkbar. Dieser geistige Untergrund ist positiv und negativ bestimmt, positiv im Streben nach einer ethischen und politischen Erneuerung des italienischen Volkes und in der Bildung einer dauerhaften und starken nationalen Gesinnung, negativ als Reaktion gegen den Geist der Aufklärungszeit, als Überwindung des herrschenden Liberalismus, Parlamentarismus und Demokratismus, wie sie in England und Frankreich heimisch sind und von dort in andere Länder exportiert wurden. Das Ziel ist die Schaffung des italienischen Volksstaates, d. h. Schaffung der dem Charakter des italienischen Volkes entsprechenden, besonderen Staatlichkeit.

„Die Idee des Faschismus ist in ihrem Umfange und Gehalt das, was wir Weltanschauung nennen, eine metaphysisch begründete letzte Sicht und ein Glaube an sie.“ Der Faschismus ist demnach nicht nur eine politische Bewegung, wenn auch die politische Seite am meisten in die Augen springt und der Staat selbst im Mittelpunkt steht. Die neue, tragisch-heroische Weltanschauung schreckt nicht davon zurück, eine eigene Moral für sich in Anspruch zu nehmen, in welcher der Ehre ein hervorragender Platz eingeräumt wird. Der Faschismus ist im Kampfe mit dem Liberalismus groß geworden. Er hat sowohl Individuum zu Individuum wie auch Individuum zu Volk und Staat in ein neues Verhältnis gesetzt. Uns geläufige Gegensätzlichkeiten wie Sozialismus und Kapitalismus, Bürgertum und Proletariat verschwinden als Kontraste und vereinigen sich in einer höheren Einheit, dem Vaterlande, zu einem harmonischen Ganzen. Der in der liberalen Weltanschauung verankerten Gleichheit aller Menschen setzt der Faschismus das Prinzip der Hierarchie mit den Forderungen Arbeit und Zucht, *lavoro e disciplina*, entgegen. Wie streng er diese Forderungen aufgefaßt wissen will, zeigt ein Artikel aus dem Reglement für die faschistische Miliz: „Der faschistische Soldat kennt nur Pflichten. Er hat das eine Recht, seine Pflicht zu erfüllen und sich ihrer zu freuen.“

Statt der heute maßgebenden Wirtschaftspolitik sollen wieder die reinpolitischen Erwägungen den Ausschlag geben. Der Staat soll der ideelle und politische Vertreter der Volksgemeinschaft, nicht ihr Kaufmann sein. Individualismus und Utilitarismus werden als unmoralisch erklärt, soweit sie Privatinteressen zum Schaden der Gesamtheit begünstigen. Das Einzelschicksal muß zu Gunsten des Gesamtschicksals zurücktreten. Das Verhalten jedes Einzelnen soll vom ausschließlichen Verlangen beseelt sein, der Nation zu nützen. Ebenso wie Einzelinteressen müssen Kollektivinteressen, die nur eine Klasse, nicht das ganze Volk vertreten, zurückstehen. Dadurch stellt sich der Faschismus in schroffen Gegensatz zu jenen Parteien, die den Klassenkampf predigen. Durch die unbedingte Unterordnung unter einen höheren Zweck wird ein starker Zusammenhalt geschaffen, dem jedes persönliche oder sächliche Opfer freudig dargebracht wird. Als fernes Ziel leuchtet am Horizonte das „dritte Rom“, das an Macht und Glanz seine Vorgänger noch übertreffen soll!

Es sind unzweifelhaft großzügige Gedanken von hohem sittlichen Gehalt und idealen Schwung, die der Faschismus verkündet. Er stellt „die allerstärkste Anforderung an die persönliche, kein Ressentiment zulassende Disziplin und an das wirtschafts-sittliche Bewußtsein seiner Anhänger.“ Die Frage ist, ob es ihm gelingt, das italienische Volk zu der von ihm gestellten Aufgabe zu erziehen. Wenn auch der Faschismus davon überzeugt ist, daß das italienische Volk die Anlagen in sich trägt, die zur Erlangung von Weltgröße unerlässlich sind, so gibt er sich doch andererseits keinen Illusionen darüber hin, daß zu ihrer Entwicklung und Ausbildung, sowie auch zu einer teilweisen Umgestaltung des Volkscharakters noch unendlich viel Arbeit geleistet werden muß. Die Tragik des Faschismus, wie er bisher in Erscheinung getreten ist, besteht u. E. darin, daß sich der Führer der Bewegung, der Duce, in seiner Höhe in einer eifrigen Einsamkeit befindet. Er hat alle seine Mitarbeiter weit hinter sich gelassen. Er hat äußerst wenige Männer um sich, die im Stande sind, die geistige und sittliche Führung des öffentlichen Lebens in die Hand zu nehmen. Nur er und ganz wenige Getreue bilden die Elite des Faschismus. Mit erschreckender Deutlichkeit hat dies der Fall Matteotti erwiesen, durch den der

gemeine Eigennutz von Männern aus des Duce unmittelbarer Umgebung bloßgestellt wurde. Anderseits zählt der Faschismus in den unteren Volksschichten außerordentlich zahlreiche Anhänger, die zu jedem Opfer bereit sind.

Es ist uns in diesem Rahmen nicht möglich, alle Erscheinungsformen und Ergebnisse des Faschismus aufzuführen. Wir glauben aber in ihm eine Bewegung zu erkennen, die heute noch in ihren Anfängen steckt, die aber bei günstigen Entwicklungsmöglichkeiten und hauptsächlich bei glücklicher Lösung der eben angetönten heißen Frage der Unterführer für die europäische Politik von Bedeutung werden kann.

Mannhardt hat sich mit Interesse und Liebe der Beurteilung des Faschismus angenommen, ohne seine Schattenseiten zu verdecken. Er behandelt in verschiedenen Kapiteln das vorfaschistische Italien, die Wurzeln und die Entstehung des Faschismus und schließlich den Faschismus selbst mit seinen bisherigen Erfolgen und in seinem Kampfe auf Tod und Leben. Die neue Bewegung, der auch das religiöse und mythische Element nicht fehlt, wird in ihrem umfassenden Ausmaße dargestellt. Interessant ist insbesondere die Darstellung der einzelnen positiven Auswirkungen der faschistischen Regierungspolitik, wobei auch die Beziehungen zur Schweiz zur Sprache kommen. Das Buch ist in seiner Gesamtheit recht reichhaltig und führt den Außenstehenden gut in das Wesen des Faschismus ein.

Karl Berthéau, Rom.

Die Grundzüge der Sowjetverfassung.

Die Grundzüge der Sowjetverfassung. Von Dr. jur. Michael Eljaschoff. (Heidelberg 1925, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Zweifellos ist die Aufgabe, die Grundzüge der Sowjetverfassung, eines so völlig von westlichen Begriffen abweichenden Staatswesens, darzustellen, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Daß man aber auch durch eine systematische Darstellung im Sinne unserer Rechtsbegriffe Klarheit über die durch logische Widersprüche und Unklarheiten sich auszeichnende Verfassung erlangen kann, zeigt die einleuchtende Schrift Eljaschoffs.

Wesentlich auf anderen Rechtsgrundlagen als die westeuropäischen Staaten ist die Sowjetverfassung in doppelter Hinsicht aufgebaut. Einmal in der prinzipiellen Scheidung von privilegierten und entrechteten Staatsbürgern, negativ ausgedrückt, in der Verneinung des Prinzips der Gleichheit, und zweitens in der Funktionenkonzentration, oder wiederum negativ gesprochen, in der Verneinung der Teilung der Gewalten.

Der Sowjetstaat schließt einen großen Teil der Staatsbürger, die „Nichtwerktätigen“, von dem Status der aktiven Civität aus. Die „Ausbeuter“, wie die Nichtwerktätigen auch genannt werden, besitzen kein Wahlrecht, dieses steht nur den Arbeitern, Soldaten der roten Armee und den Bauern zu mit einer einseitigen Begünstigung des städtischen Proletariats zuungunsten der Bauern (ungefähr im Verhältnis 5 : 1). Im passiven Status, im Status subjectionis, dagegen herrscht Gleichheit der Pflichten zwischen Privilegierten und Entrechteten zuungunsten der letzteren.

Der Sowjetstaat ist demnach keine Demokratie, sondern ein Klassenstaat. Seit dem Ausscheiden der sozialistischen und gemäßigten kommunistischen Elemente aus den Sowjets sind die Sowjets ein Organ der und nur der kommunistischen Partei. Die Organe, denen Staatsgewalt eigen ist, verwirklichen die Diktatur des Proletariats. „Der Staat ist nicht nur Klassenstaat, sondern auch Staat der Klassendiktatur.“

In den westeuropäischen Staaten herrscht überall das Prinzip der Teilung der Gewalten. Dieses beruht darauf, daß die organisch verschiedenen Funktionen des Staates, Gesetzgebung, Ausführung der Gesetze und richterliche Tätigkeit, verschiedenen Körpern zugewiesen werden, die zwar unter sich in Beziehung stehen, aber in der Ausübung ihrer Macht eigenständig sind. Der Sowjetstaat, dessen Zweck „die Erhaltung der Klassenherrschaft durch Unter-

drückung der Bourgeoisie" ist, der an nichts gebunden sein will, und dessen Staatsmerkmal in der „organisierten Macht der herrschenden werktätigen Klasse" besteht, verneint prinzipiell die Trennung der Gewalten. Fast alle Körperschaften, die legislative Befugnisse besitzen, verfügen auch über exekutive Gewalt und haben somit diktatorische Macht. Anstelle der Gewaltentrennung kennt der Sowjetstaat das sogenannte Prinzip der Arbeitsteilung, ein rein technisches, jedes politischen oder rechtlichen Prinzips entbehrendes Verfahren von Arbeitszuweisung.

Walter Eduard Geßner.

Deutschland in der öffentlichen Meinung Englands.

Vor bald einem Jahr hatte Hermann Luß einen von 120 führenden Männern Deutschlands aus allen Schichten und Parteirichtungen unterzeichneten Aufruf an die englische öffentliche Meinung zur Revision des Urteils über die Schuldfrage verfaßt („An Appeal to Fair Play“, angezeigt im Oktoberheft dieser Zeitschrift) und in rund 5000 Exemplaren an englische Regierungs- und Parlamentsmitglieder, höhere Staatsbeamte, Offiziere, Zeitungsredaktionen, Universitätsvertreter u. s. w. verschicken lassen. Im Märzheft des „Archivs für Politik und Geschichte“ (Deutsche Verlagsgesellschaft f. P. u. G., Berlin) veröffentlicht Luß nun die charakteristischsten Seiten aus den ihm auf diesen Aufruf aus England zugekommenen rund 500 Zuschriften. Daraus gewinnt man einen guten Eindruck, wie die öffentliche Meinung Englands heute durchschnittlich zu Deutschland eingestellt ist: von vereinzelt Fällen abgesehen, die auch sechseinhalb Jahre nach Kriegsende noch genau die Geistesverfassung des Krieges verraten, sieht man wieder das Bestreben, dem ehemaligen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wobei einer Revision des einseitigen Urteils über die Verantwortlichkeit am Krieg weniger Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen als der Revision gewisser Vorstellungen über die deutsche Kriegsführung. Als Gesamteindruck dieser äußerst aufschlußreichen, aber auch sehr verdankenswerten Veröffentlichung bleibt denn auch der, daß an der sog. öffentlichen Meinung das unabhängige Denken einzelner selbständiger Persönlichkeiten im Grunde nur einen kleinen Anteil hat, und daß die Vorstellungen und Begriffe, die allgemeinen Kurs haben und als sog. öffentliche Meinung gelten, von den führenden politischen Kräften und deren Haupt Helfern, den Zeitungen, nach Gesichtspunkten politischer Zweckmäßigkeit — und ja nicht etwa der wissenschaftlichen Wahrheit und der Gerechtigkeit — in den Köpfen der Massen erzeugt werden. Umgekehrt kann gelegentlich die politische Leitung, wenn sie unvermittelt eine der bisherigen entgegengesetzte Richtung einschlagen will, der Gefangene der öffentlichen Meinung sein und das Ausland kann diese öffentliche Meinung gegen die eigene Regierung ausspielen. Auf jeden Fall ist die öffentliche Meinung — des eigenen Landes, aber noch mehr der andern Länder — in der heutigen Politik ein sehr wichtiger Faktor, und wer am besten auf diesem Instrument zu spielen versteht, hat die besten Trümpfe für den Erfolg seiner Politik in Händen. D.

Länderbeschreibungen und Reiseerlebnisse.

E. A. Powell: Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron. Kurt Bowinckelverlag, Berlin.

Ein weitgereister, feingebildeter und welterfahrener Amerikaner schildert uns in diesem Buch die Eindrücke, Erlebnisse und Gedanken auf seiner Reise durch Palästina, die syrische Wüste nach Bagdad, durch das persische Hochland nach Teheran und über Mesopotamien zurück nach Stambul. Eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung bringt die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung trefflich zur Geltung und eine Reihe sehr schöner Aufnahmen zeigt uns Land und Leute jener Gebiete und manche historische Stätte.

Der Verfasser zeigt sich ebenso beschlagen in der jahrtausende alten Geschichte Vorderasiens wie in der neuesten Politik der beiden allmächtigen Siegerstaaten Frankreich und England. Mit Interesse liest man die fesselnden Schilderungen des heutigen Zustandes alter, einst berühmter und weltbedeutender Kulturstätten wie Babylon, Ninive, Baalbeck, Jerusalem etc., zum Teil elende Trümmerhaufen und traurige Ruinen, wo einst blühende Millionenstädte standen und Weltreiche regiert wurden. Mit noch größerem Interesse liest man von den politischen Plänen und Bestrebungen Englands und Frankreichs in jenen Ländern. Nach dem ruhmreichen Prinzip der freien Selbstbestimmung der Völker (System Oberschlesien) wurde den Syrern die verlangte Autonomie verweigert und deren Land den bei der Bevölkerung ganz unbeliebten Franzosen als Mandatsgebiet zugewiesen. Das Zustandekommen dieses Mandates, die Berücksichtigung der Wünsche der Syrern und ihre nunmehrige Haltung wird offen und ohne Scheu geschildert. Nach dem gleichen Prinzip wurde Palästina, das 1921 von 600,000 Arabern, 85,000 Christen und 80,000 Juden bewohnt war, den Juden ausgeliefert. Über die zahlreichen dadurch in Palästina aufgeworfenen Fragen und Probleme, die Schwierigkeiten der neuen Verwaltung, die — feindselige — Haltung und Stimmung der autochthonen Bevölkerung den Juden gegenüber orientiert uns Powell aufs beste. Er deckt weiter mit dem Freimut eines unabhängigen und unbeteiligten Amerikaners die Zusammenhänge der englischen Politik in Vorderasien und Arabien auf, ihren Machtgewinn durch Schaffung einer Reihe nominell unabhängiger, in Wahrheit ganz unter englischem Einfluß stehender arabischer Staaten wie Hedschas, Transjordanien, Irak etc. als Brücke nach Indien und als schützender Gürtel um das Reich des tapferen, mächtigen und von England unabhängigen Wahabitenfürsten Ibn Sa'ud, der uns ja durch die Vorträge von Prof. Arnold Heim bekannt geworden ist. Endlich hören wir auch, wie im Zeitalter des Völkerbundes mit Persien umgesprungen wurde. Ergötzlich ist es, die Rivalität der beiden Ententeländer Frankreich und England in Vorderasien zu verfolgen, die sich bei jeder Gelegenheit Knüppel zwischen die Beine werfen (vide Durchzugsbewilligung durch Syrien für türkische Truppen seitens Frankreichs zur Unterdrückung des Kurdenaufstandes, Protest Englands, für das die Kurden nach bekanntem Muster die Kastanien aus dem Feuer holen sollen). Oft sind beide allerdings die Geprügelten der Araber. Die Politik der beiden Staaten in Vorderasien ist übrigens nicht ohne Belang für deren Festlandspolitik. Schon mehrmals hat Frankreich durch eine Konzession in Vorderasien eine solche Englands am Rhein erwirkt. Wenn wir also die Politik insbesondere Englands am Rhein immer verstehen wollen, dürfen wir nicht vergessen, unsere Augen gelegentlich nach Vorderasien zu richten.

Wir Schweizer endlich sind dem Verfasser in gewissem Sinne zu Dank verpflichtet. Während seines Aufenthaltes in Teheran hatte Powell auch einmal eine Unterredung mit dem Militärgewaltigen und heutigen Machthaber Riza Khan. Die Sprache kam dabei auch auf die schwierigen Verkehrsverhältnisse und Powell regte die Einführung von Flugzeugverbindungen an. Diese Anregung wurde von Riza Khan aufgegriffen und Powell schreibt, daß er zur Zeit der Niederschrift seines Buches davon gehört habe, daß die persische Regierung durch ihre diplomatischen Vertreter Informationen wegen der Errichtung von Flugzeugverbindungen habe sammeln lassen. Es ist also letzten Endes Powell zu verdanken, daß Mittelholzer seinen kühnen und erfolgreichen Flug nach Persien unternehmen konnte und damit seit langem wieder einmal der Welt zeigen konnte, daß auch die kleine Schweiz ebenso tüchtige wie wagemutige Flieger besitzt.

Alle diese Umstände machen dieses Buch interessant und wertvoll und man legt es nicht ohne Gewinn aus der Hand.

Ludwig Schraudenbach: Muharebe. Dreimastkenverlag, München.

Der Verfasser, bairischer Generalstabsoffizier, hat 1916/17 anfänglich eine türkische Division bei den Dardanellen, unweit des alten Troja, später eine im rauhen unwirtlichen kurdischen Hochgebirge, ungefähr dem Schauplatz des

heutigen Kurdenaufstandes, und nachher in den hitzeglühenden Steppen vor den Toren Bagdads befehligt. Die mannigfachen Erlebnisse und Eindrücke während dieser Zeit schildert er uns in diesem Buch, anhand seiner jeweiligen an Ort und Stelle unter dem noch frischen Eindruck des Erlebten und Geschauten gemachten Tagebuchaufzeichnungen. Er tut dies mit geradezu naturalistischer Treue, was seiner Darstellung eine Lebendigkeit und Anschaulichkeit gibt, die einen sympathisch berührt und das Buch zu einem spannenden Roman macht.

Muharebe heißt Krieg, und Krieg hat der Verfasser geführt, aber weniger mit den Russen und Engländern als mit den Naturgewalten des Landes, den enormen Verkehrsschwierigkeiten und den geradezu unglaublichen türkischen Stappenzuständen und Nachschubverbindungen. Wer als Militär sich dafür interessiert, wie der Krieg in Vorderasien in der Nähe und im Detail aussah, der lese dieses Buch. Er wird schwerlich etwas Interessanteres und besser Geschriebenes über diese Thema finden.

Aber auch dem Laien in militärischen Dingen kann es sehr zur Lektüre empfohlen werden. Durch die überaus fesselnde Schilderung werden wir leibhaftig nach Kleinasien versetzt, wir meinen, das vom Verfasser Geschaute selbst zu schauen, das von ihm Erlebte selbst zu erleben. Die Zustände in der Türkei: die Art der Kriegsführung, die innerpolitischen Verhältnisse, die kulturellen, sozialen und besonders hygienischen Zustände treten mit packender, oft grauen-erregender Deutlichkeit vor unsere Augen: ein Gemälde, das in seiner Wahrheitstreue und plastischen Anschaulichkeit durch nichts übertroffen werden kann. Das Buch erhält endlich einen besonderen Reiz dadurch, daß nicht nur der Orient, sondern gleichzeitig der Okzident vor uns aufersteht. Von der Umwelt, in welcher der Verfasser gelebt hat, hebt sich seine eigene Person bis zu den geheimsten Zügen in scharfem Kontraste ab. Wir erkennen in ihm einen typischen Vertreter des deutschen Offiziersstandes, eine Verkörperung jener Kreise des alten Deutschland, die, im Inland wie Ausland verkannt und oft geschmäht, gerade zu den tüchtigsten und ethisch höchststehenden des deutschen Volkes gehörten. Schon um ihr bisheriges ungerechtes Urteil zu korrigieren und der Wahrheit die Ehre zu geben, verdient das Buch, auch bei uns von Vielen gelesen zu werden.

M. Haardt-Audouin Dubreuil: Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. Kurt Bowinckelverlag, Berlin.

Frankreichs militärische und wirtschaftliche Macht ruht zu einem nicht geringen Teil in seinen Kolonien. Sie schicken ihm ihre Produkte und Erzeugnisse aller Art, aber auch ihre Söhne, und wir haben es ja erlebt, daß Neger, Madagassen, Tonkinesen und ähnliche „harmlose“ Leute als Vertreter der „grande nation“ am Rhein standen. Unter den Kolonien gehören zu den wichtigsten jene am Nordrande Afrikas und der Sudan. Leider hat hier die Natur die Franzosen ausnahmsweise mal im Stich gelassen, indem sie zwischen die beiden Kolonien das endlose Sandmeer der Sahara legt. Gegen die Bewohner derselben, wilde freiheitsliebende Stämme, hat Frankreich unter großen Opfern an — Fremdenlegionären, aber mit Geschick und Zähigkeit angekämpft und sie seiner Herrschaft unterworfen. Im Kampfe gegen die Naturgewalten der Sahara, Sonne, Sand und Stürme, war es bisher erfolglos. In die Kampffront dieser Elemente hat es nun mit seinen Citroinraupenautomobilen eine bedeutende Bresche gelegt. Unter Führung der beiden Verfasser dieses Buches haben um die Jahreswende 1922/23 fünf dieser Automobile die Sahara von Tuggurt am Nordrande nach Timbuktu am Niger in drei Wochen durchquert. Die interessante und gefährvolle Fahrt wird in diesem Buche beschrieben. Die wirtschaftliche und politische Bedeutung dieser Leistung, die ja nur der Auftakt zu einer gesteigerten Erschließung der Sahara sein kann, muß man allerdings zwischen den Zeilen herauslesen. Die Verfasser sind in diesem Punkte auffällig zurückhaltend. Schließlich darf man aber auch dem Leser eine Reflexion zumuten und wer sich dafür nicht interessiert, der liesse das Buch wenigstens als interessante Reisebeschreibung. Es ist gut ins Deutsche über-

setzt und enthält über 50 schöne, instruktive Aufnahmen, die uns jenes so geheimnisvolle und unheimliche Gebiet in greifbarer Gestalt zu Gesicht führen.

Graf von Widenburg: Fahrten und Ritte in den La Plata = Staaten und Chile. Verlag für Kulturpolitik, München.

Neben Nordamerika war von jeher auch Südamerika das Land der Hoffnungen für die europäischen Auswanderer. Zum Studium der durch die Auswanderung dorthin aufgeworfenen Probleme hat der Verfasser vor dem Kriege in den im Titel genannten Ländern jahrelange, ausgedehnte Studienreisen unternommen. Zur Behandlung dieser Fragen und zur Überwindung dieser Aufgabe, die oft gewaltige körperliche Anforderungen stellte, war er wie kaum ein Zweiter durch seine zahlreichen Forschungsreisen in allen Weltteilen legitimiert.

Das Resultat seiner Beobachtungen und Studien hat er in diesem Buche zusammengefaßt. Es hat also in erster Linie volkswirtschaftliches und bevölkerungspolitisches Interesse und wer sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse in diesen Staaten insbesondere mit Bezug auf weitere Kolonisationsmöglichkeiten orientieren will, der greift mit Vorteil zu diesem Buch.

Es kann aber ebenso gut als Reisebeschreibung gelesen werden, denn trotz größter Sachlichkeit gibt es uns doch ein anschauliches und äußerst interessantes Bild mancher Gebiete in jenen Ländern, und die geschichtlichen Abrisse und Hinweise vermitteln uns manches Interessante und Wissenswerte oder rufen es uns in die Erinnerung zurück.

Walter Reinhardt: Quermeltein. Verlag B. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Dieses Buch wahrt ganz den Charakter der Reise- und Länderbeschreibung, bietet dafür aber Vollendetes. In einem Stile, wie man ihn gestaltungskräftiger und reichhaltiger nicht oft antrifft, malt uns der Verfasser — übrigens zurzeit deutscher Konsul in Zürich — das von ihm Geschaute in plastischen und farbenreichen Gemälden vor Augen. Er hat unmittelbar nach dem Kriege in diplomatischer Eigenschaft Rußland, Süd- und Nordamerika besucht. Es ist leicht begreiflich, daß der Deutsche, der nach jahrelangem Kriegs- und Frontleben endlich den Weg in die weite Welt offen fand, für die Eindrücke all des Neuen und Fremdartigen besonders empfänglich war.

Das Beste an diesem Buche sind die Städtebilder: Petersburg, Moskau, Rio de Janeiro, New-York. Von Beschreibung kann man hier nicht mehr reden. Gleichwie dem Verfasser das Schauen und Erleben dieser Städte zu einem künstlerischen Ereignis wurde, ebenso ergeht es dem Leser dank der in kraftvoller und anschaulicher Synthese zusammengefaßten Wiedergabe der Eindrücke. Die Individualität des Verfassers, sein ganz eigenartiges Anschauungs- und Empfindungsvermögen und die glänzende plastische Gestaltungskraft seines Stiles drücken diesem Buch den Stempel auf und machen die Lektüre zu einem Genuß, den sich nicht entgehen zu lassen man jedermann raten kann.

Martin Hürlimann: Tut Rung Bluff. Das unvermeidliche Buch eines Weltreisenden. Verlag Grethlein & Co., Zürich/Leipzig.

Der Verfasser liebt es, eigene Wege zu wandeln. Das gilt zwar nicht für die Reiseroute, die ihn, wie allgemein üblich, über Ägypten („Tut“-ench-amun) ins Reich der Mitte („Rung“) und sodann nach dem Lande des „Bluffs“, d. h. Amerika führte. Wohl aber spricht alles übrige an dem Buche dafür. Sein Interesse galt in erster Linie der Kultur und Kunst der Länder, die er bei seiner Weltreise besuchte. Die Reisebeschreibung ist eigentlich Nebensache, mehr Hintergrund, vor dem er zur Unterhaltung, aber auch zur Aufriittelung des Lesers seine Bemerkungen über unsere abendländische Kultur anbringt. Und diese ermangeln nicht der Originalität, sind selbständig gedacht, geistreich, witzig, nicht selten auch bissig. Die geistige Unabhängigkeit des Verfassers wirkt erfrischend, vielen seiner Urteile über unsere Pseudo-Kultur ist zuzustimmen. Daß er seine Kritik in die Form der Ironie und Satyre kleidet und den Ton geist-

reicher Plauderei auch beibehält, wo andere vielleicht verbissen und scharf würden, berührt angenehm. Es wäre lediglich zu sagen, daß er nicht immer überzeugt, mal vom Wißigen ins Saloppe fällt und etwa zu sehr ästhetisiert. Im ganzen aber handelt es sich um ein sympathisches, unterhaltsam zu lesendes Buch, dem die Anerkennung nicht versagt bleiben wird.

Alwin Hausmann.

Dr. Leo Haefeli: Ein Jahr im heiligen Land. Verlag von Räder & Co., Luzern.

Wer möchte nicht immer wieder von dem Lande hören, in dem die eine starke Wurzel unseres geistigen Lebens Kraft aus Erdentiefen gezogen. Von Palästina sich erzählen lassen, dessen fremdlautige Namen in unserem Ohre Klang gewannen, bevor wir auch nur von den großen Städten Europas vernahmen. Aber es ist nicht leicht, sich von diesem Lande Kunde zu verschaffen, Kunde und Kenntnis, die nicht bloß aus vergilbten Buch- und Kartenblättern zusammengelesen ist. Ströme von Menschenblut hat die alte Welt einst morgenwärts gewälzt und das Land der Bibel sich doch nicht dauernd zu eigen gemacht. Und wie schwer es heute noch ist, dort auch nur als eiliger Gast und Wanderer durchzukommen, tut gerade Haefeli's Werk dar; ein Werk, das einmal nicht Manna bietet statt Brot. Meist berichten uns ja über Palästina Bücher, die entweder überlastet sind mit Hinweisen auf die große Vergangenheit, sodaß das heutige Gesicht des heiligen Landes ganz verwischt erscheint. Oder aber Bücher, die es mit gar zu nüchternen, zu voraussetzungsleeren Augen gesehen haben.

Dr. Haefeli hält zwischen beiden Richtungen die glückliche Mitte inne. Von der ersten Seite an fesselt sein Buch durch die Unmittelbarkeit der Erzählung, durch eine gewisse duftige Frische auch der Darstellungsart, wie sie nur im Banne packenden Erlebens hingeworfene Aufzeichnungen ausströmen. So leuchtet denn hier in scharf umrissenen Bildern ein Palästina vor uns auf, das mit eigenen Augen erschaut, das in zäher Ausdauer erwandert, erritten und erlitten ist. Dem Verfasser war die seltene Gabe (freilich auch die erforderliche Zeit) verliehen, sich in eine fremde Landschaft hineinzuleben. Und nirgends ein Schönfärben, nirgends ein Sichgenügenlassen an oberflächlichen allgemeinen Betrachtungen. Und ganz besonderes Vertrauen gewinnt dem Werk die unverkennbare bewußte Zurückhaltung, die unbegründeter exegetischer Weiterschweifigkeit, jeder religiösen Überschwenglichkeit aus dem Wege geht. Und dies ohne die biblischen Zeiten aus dem Blick zu verlieren oder zu verbannen. Mit Recht, denn wenn wir uns über das moderne Palästina unterrichten wollen, verlangt es uns, den Zusammenhang von Einst und Jetzt zu erkennen. Und Dr. Haefeli, der ausgezeichnete Kenner des Josephus und der herodianischen Zeit, gibt uns keine Schilderung des altehrwürdigen Bodens und seiner heutigen Bewohner, ohne seine klassische Geschichte, ohne Aufstreben und Untergang der in ihn versunkenen Völker zu seinem trostlosen Heute in eindrucksvollen Gegensatz zu stellen. An gegebener Stelle hebt er etwa auch die Darstellung des Landschaftlichen zu ungezwungen edlerem Ausdruck, wo der Leser umso lieber mitgeht, als er auf so mancher andern Seite dankbar das an sich haltende Streben nach wissenschaftlich genauer Zeichnung erkennt. Sorgsam zusammengefaßte Beobachtungen über die Tierwelt Palästinas wie die politischen Betrachtungen am Schluß vertiefen den Eindruck lebendigster Anschauung von dem heutigen Gesicht des heiligen Landes, an dem der große Krieg nicht spurlos vorübergegangen ist.

Die gut gewählten Lichtbilder vor allem landschaftlicher Motive und nicht zuletzt auch die vorzügliche Karte aus Guthes Atlas sind willkommene Beigaben. Schade nur, daß der Verlag mit dem ihnen nicht ebenbürtigen Druck (allergewöhnlichsten und leider nicht einmal sauberen Zeitungsdrucks) so offenkundige Sparsamkeit geübt.

Arnold Büchli.

Altnordische Sage in der neuesten Schweizerdichtung.

Altnordische Götter- und Heldensage hat in unserer Dichtung nur schwachen Widerhall gefunden. Die Begeisterungswelle, die von Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden“ (1766) zum ersten Mal ausging und Klopstocks mythologische Oden, Kretschmanns und Denis' Bardengesänge hervorrief, rührte bei uns keine empfänglichen Seelen. Nur der Zufall seiner Reise nach Dänemark und seiner Freundschaft mit Friederike Brun machte Karl Viktor v. Bonstetten (1800) zum Übersetzer der Saga von Ragnar Lodbrok, die er im Urtext kennen gelernt hatte. Auch die zweite Begeisterungswelle, durch die vaterländische Stimmung zur Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft ins Rollen gebracht, schlug nur matt auf alemannisches Gebiet herüber. Fouqué's dramatische Trilogie „Der Held des Nordens“ (1810) blieb unverstanden, wenn nicht ungelesen. Oder sollte der Luzerner Euthyus Kopp, ein Schüler Jos. Ignaz Zimmermanns, des „Denis der katholischen Schweiz“, wie Fiala ihn nannte, die Anregung zu seinem Trauerspiel „Harald und Sigrith“ (1825) von dorthier empfangen haben? — Luzernische Schuleinflüsse, die Lektüre von Denis' Ossian und der altnordischen „Edda“ wirkten ja auch in Jos. Anton Hennes Heldengedicht „Diviso“ nach (1826), in welchem sich germanische und keltische Götterwelt so wunder- und sonderbar mischen.

Dann aber verstummten bei uns die nordischen Klänge wieder, trotz Richard Wagner und Wilhelm Jordan, bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein. Ferdinand Vetter, der den Heimatboden altisländischer Sage selbst betreten hatte, war auch der erste, der den undankbaren Versuch wieder aufnahm, schweizerische Leser für die altnordische Götterwelt zu erwärmen. Er tat dies in seinem dreiteiligen Mysterienspiel „Die Weltalter“ (1906 entstanden, 1910 gedruckt), in dem er Balder, den Helden des ersten Teils, zum göttlichen Sinnbild einer künftigen, vom Götterwahn geheilten und zum Dienst der Schönheit und Liebe gereiften Menschheit erhob.

Ohne Zusammenhang mit diesem freigeistig prophetischen Weltanschauungsgedicht sind in den letzten Jahren zwei neue poetische Gestaltungen altnordischer Sage entstanden, beide auf Bernerboden, und doch beide grundverschieden voneinander nach Inhalt, Form und Auffassung: **Balder** von **Hugo Marti** (Rheinverlag Basel und Leipzig, 1923) und **Björn und Thord**, eine Wikingergeschichte, von **Max Michans** (A. Francke, A.-G., Bern 1925). Beide sind Erstlingswerke — Martis „Balder“ reicht in die Jünglingsjahre des Verfassers zurück — und geben sich als solche zu erkennen. Der Stoff ist nicht mit sicherer Meisterschaft über die Form bewältigt; aber gerade im Wagemut des dichterischen Abenteuers liegt ein jugendlicher Reiz. Martis „Balder“ verblüfft und verwirrt den Leser durch die Doppelspur und -form der Erzählung. Das Gedicht beruht nämlich auf der freien Erfindung eines sieben Nächte lang dauernden Frühlingsfestes, das die Götter auf ihrem Wolkensitz Asgard feiern und das ihnen Mimir durch seine Gesänge verschönt. Die beiden Teile nun: Mimirs Gesänge und die Erzählung von den Geschehnissen auf Asgard verflechten sich durch die ganze Dichtung und heben sich durch einen merkwürdigen Formunterschied voneinander ab: die Rahmenerzählung ist in Versen gedichtet (fünfstaktige reimlose Trochäen — an sich schon befremdend für ein germanisches Epos —), die Gesänge Mimirs dagegen in einer gehobenen Prosa, die an Spitteler's „Prometheus und Epimetheus“ erinnert. Die Rahmenerzählung hat also — entgegen dem sonstigen Gebrauch und ihrem herrschenden Begriff — die höhere, feierlichere Stimmung voraus, während die Gesänge des Götterskalden als umrahmter Teil und auch durch ihren größeren Umfang das Hauptgewicht des Ganzen zu bilden scheinen. In Wirklichkeit ist es aber nicht so. Mimirs Gesänge von Iduna, Braga, Saga u. s. w. sind nur zur Unterhaltung der Götter da. Der eigentliche Gegenstand der Dichtung, Balders Schicksal, liegt dort, wo ihn der Leser vermutlich nicht sucht, in der umrahmenden Erzählung. Daraus erklärt sich wohl das Zwittergefühl, das der unvorbereitete Leser lange Zeit nicht los wird. Er findet überhaupt das rechte „Trom“ nicht, den Ariadnesfaden, durch dieses Wirrsal mythischer Begebnisse hindurch. Erschwert wird ihm das Verständnis noch durch die will-

türlich freie Behandlung der Göttersage und die Andeutung eines tiefern philosophischen Sinnes, den der Dichter offenbar in die Balder-Gestalt hineinversenkt hat. Ihm ist der schöne Licht- und Unschuldsgott ein aus tatenlosem Dasein sich heraus sehnender Geist, den es zur Erde hinabzieht, die Menschen der Tiefe aus dem Born seiner überreichen Güte zu beglücken.

Lauschen will ich jedem Sterbelaute,
Jedem Tiergestöhn und Menschenweinen
Und der stummen Klage in der Stille,
Und ich will, des Lebens Knecht und Bote,
Als ein Schrei zu ihm, dem Schöpfer, dringen.

Nicht nur diese Christusähnliche Erlöserrolle, die dem Lieblingssohne Odins angedichtet wird, auch Balders Verhältnis zu Loki und manches andere sonst noch, zumal in den Gefängen Mimirs, ist mit großer Freiheit, manches im Widerspruch mit der nordischen Sage, erfunden, sodaß der Leser eigentlich besser dran ist, wenn er von der alten Überlieferung nichts weiß. Es bleibt ihm auch so noch Arbeit genug, wofern er (was doch vorkommt) eine plastische Phantasie hat, welche Gestalten, Handlungen, Szenen, Orter und Räume sehen muß, um sich in die Welt des Erzählers einzufühlen und an ihr teilzunehmen. Martis Götter schweben zwar nicht außer jeglichem Raum, und die Helden in Mimirs Biedern führen uns sogar in ganz irdische Landschaften und menschliche Bezirke (ein mittelalterliches Burgstädtchen kommt vor, ein Spielmann, ein junger Mohr — nach dem Jahrhundert darf man nicht fragen), aber es ist eine lustige, zeitlose, naturgesetzbefreie Phantasiewelt, eigentlich mehr eine musikalisch-malerische Welt, die man mit aller Empfänglichkeit für Wohlklang und Rhythmus in sich aufnehmen muß, aber ohne zu fragen: Warum eigentlich? Wieso denn? Wohin und woher? und was der spießbürgerliche Verstand sonst noch auf der Zunge hat. Gefühl ist alles, namentlich musikalisches Gefühl, und wer, von vornherein darauf eingestellt, sich durch keine vorwitzige Neugier nach pragmatischen Zusammenhängen stören läßt, wird von dieser schönheistrunkenen lyrischen Schwelgerei den größten Genuß haben.

Max Niehans' Prosadichtung „Björn und Thord“ bildet schon durch den redenhaften Grundton von Kampf und Abenteuer einen starken Gegensatz zu Hugo Martis weich-melodischer Seelenschilderung. Seine Erzählung hat auch, im Vergleich mit Martis „Balder“, den Vorteil einer einheitlichen Handlung und eines einheitlichen Stils. Im einen wie im andern schließt sie sich an das Vorbild der isländischen Prosadichtung des 10./11. Jahrhunderts an. Den Stoff schöpft sie, wenn auch nicht getreu, so doch der Hauptsache nach, aus der Saga von Björn und Thord, welche der 9. Band der Sammlung „Thule“ gebracht hat. Auch dort bildet der Streit zwischen Björn, dem Sohn Urngeirs von Holmr im Hítachtal, und Thord Kolbeinson von Hítarnes den Inhalt der Erzählung. Zwischen den beiden Männern steht Oddny, die schöne Tochter Skuli Thorsteinsons auf Borg am Borgarfjord. Im sichern Vertrauen auf Oddnys Liebe zieht Björn nach Norwegen in den Dienst König Olafs. Thord, sein persönlicher Feind, hinterbringt Oddny die erlogene Nachricht von Björns Tode und weiß ihre Hand für sich zu gewinnen. Björn, der die Klage wegen schnöden Betrugs vor den König bringt, läßt sich zu einem Vertrag bereben, in welchem er jeglicher Rache abschwört. So kehrt er in die Heimat zurück. Oddny erfährt erst jetzt den Verrat, der an ihr begangen worden. Sie bleibt zwar bei Thord, aber ohne Gemeinschaft mit ihm. Thord, vom Gewissen geplagt und nur umso ergrimmt auf den Nebenbuhler, ruht nicht, bis er durch listige Verleumdung alle Freunde Björns von ihm abwendig gemacht hat. Dann erst wagt der Feige den entscheidenden Schlag. Als er Björn kaltgestellt weiß, umzingelt er dessen Haus von allen Seiten, zündet es an und läßt Björn mit seinen hochbetagten Eltern verbrennen. (In der isländischen Saga bringt Thord seinen Feind im Kampfe um.) Aber auch ihn ereilt sein Schicksal. Oddny verläßt ihn, und Thord, durch den Spruch des Things verbannt, flieht aus der Heimat, um nie wiederzukehren.

Das alles erzählt Niehans ungefähr wie die isländischen Stalder-Sagas erzählen: nicht sprunghaft, in bruchstückartigen Situationsbildern und Gesprächen wie die Lieder der alten Edda, sondern in fortlaufender Erzählung, vom urfächlichen Zusammenhang der Ereignisse geleitet, wie es jeder tut, der Geschichte, Wirklichkeit, als solche wiederzugeben beflissen ist. Wenn wir auch um tausend oder mehr Jahre zurückversetzt sind, fühlen wir doch historisch und geographisch festen Boden unter den Füßen, bewegen uns unter Menschen einer bestimmten Kulturschicht, Menschen, die zwar längst erloschenen äußern Gesetzen des Rechts und der Ehre gehorchen, aber den innern Gesetzen der menschlichen Natur unterworfen sind wie wir. Wenn uns manches unverständlich bleibt, so liegt das nicht am Zeitalter, sondern am Dichter, dessen Seelenkunde uns nicht überall klar und tief genug blicken läßt. So erfahren wir z. B. nicht, warum Björn aus Norwegen keine Botschaft an Oddny gelangen läßt, um sie seiner Treue zu versichern; erfahren nicht, wie es möglich war, daß Oddny sich dem falschen, heimtückischen Thord ergeben, ja daß sie überhaupt einen andern als Björn lieben konnte. — Hatte sie nicht bei jener Erzählung von Gunnar und Helgas Liebe (S. 32) ihr tiefstes Gefühl ausgesprochen, als sie erklärte: „Ich will nicht heißen wie Helga. Nie hätte ich Gunnar verlassen.“ Wir erfahren so viel wie nichts von allem, was in Oddnys Innerem während der langen Jahre ihres Beroürnisses mit Thord vorgeht und warum sie, die Kühne, Tapfere, nichts unternimmt, um sich von Thord loszureißen und zu den Eltern zurückzukehren oder wenigstens etwas für Björn zu tun, damit er nicht als wehrloses Opfer den Nachstellungen Thords erliege.

Über manches, es ist wahr, möchte man genauer Bescheid wissen; denn die Geschichte geht in die Tiefe, wie alles bei diesen tiefbrütenden Nordländern. Aber vielleicht bleibt auch gerade darum so manches unausgesprochen. Da sitzen sie beisammen am Herdfeuer in Winternächten, und nur von Zeit zu Zeit, wie die Kienpäne aufknistern und zusammenbrechen, löst sich ein Satz, ein Wort vom verschlossenen Munde. Wie der bleierne Himmel und der trübfeuchte Nebel über diesem baum- und buschlosen Lande, so lastet ein Schweigen und Sinnen über allem Tun dieser Menschen. Die Zeit schleicht. Die Gedanken kriechen und bohren sich in die Tiefe, die Herzen weinen wortlos in sich hinein. Selten, wunder selten einmal ein blauer Himmel und ein tatensfreudiges Wollen mit ausgestreckten Armen. Der Erzähler selber scheint von dieser isländischen Langmut und Schwermut des Erlebens angesteckt. Er versteht es ausgezeichnet, uns dieses Bleigewicht des Himmels und des drohenden, unabwendbaren Schicksals, das langsam und träge, aber grauenvoll wie ein Ungeheuer seine Fangarme ausstreckt, fühlbar zu machen. Dieser Björn, ein Mensch voll Saft und Mark, in König Olafs Diensten drüben in Norwegen ein glänzender Held, — in der Heimat wird er zum tatlosen Grübler, zum wehrlosen Opfer der schleichenden Hinterlist. Der Verlust seiner Geliebten hat jede Schwungkraft seiner Seele ertötet. Alles oder nichts! Da er sein Alles verloren, bleibt nur das Nichts. Sich aufraffen, — wozu? Das Land verlassen und das Glück anderswo suchen, — wozu? Es ist alles umsonst. Das Verhängnis ist da, unabwendbar. Was will der Mensch dagegen sich auflehnen? —

Statt daß, wie in andern tragischen Dichtungen, das Schicksal, wenn es zur Erfüllung kommt, den Menschen immer rascher, wie ein Strom, der dem Fall entgeschäumt, dem Untergang zuführt, — wälzt es sich hier massig und undurchdringlich wie schwarzes Gewittergewölk über sein Opfer her. Jeden Augenblick gewärtigt man den zündenden Strahl. Aber er kommt nicht und kommt nicht. Und zuletzt geht es ohne Krach und Sturm, ganz gemein und niederträchtig zum Ende: der Held, wie ein Tier im Stall, geht mit dem brennenden Heim zugrunde.

Wir haben buchstäblich aufgeatmet, als wir (bei einer Vorlesung in engem Kreise) mit Björns Schicksal zu Ende gekommen waren. Und doch möchte ich um Vieles nicht, daß ich das Buch ungelesen gelassen hätte. Von den alten Nordmannen und ihrer Kultur zur Wikingerzeit habe ich nirgends ein anschaulicheres, stimmungsvolleres Bild gewonnen; und wenn ich im Einleitungsband

zu „Thule“ die Landschaftsbilder durchblättere: erstarrte Lavafelder ohne Baum und Blatt, nackte Felsriesen über grauem Steingeröll, Kraterseen mit brauenden Schwefeldämpfen, Sandhügel, Schneefelder, Eisströme, — alles toternte Natur ohne einen Schimmer von lachender Üppigkeit, dann scheint das alles nur ein Abbild zu sein von dem rauhen, verschlossenen, ernsten und wesenhaften Heldentum der Isländer, in deren Sagendichtung sich der altgermanische Geist das treueste Denkmal errichtet hat.

Wir freuen uns, daß das Gefühl der Urverwandtschaft mit jenem Heldenvolk auch durch eine schweizerische Dichtung unserer Tage geweckt und gekräftigt wird. D. v. G.

Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz (1798—1848).

Daß der Aargau ein halbes Jahrhundert hindurch zum Vermittler der deutschen Literatur geworden ist, verdankt er der Einwanderung deutscher Flüchtlinge. Namen wie Bschoffe, Sauerländer, Bronner, Münch, A. L. Follen, Hochholz, Heinr. Kurz, W. Menzel, Kortüm, v. Laßberg, Görres, Pfeiffer — um nur die bekanntesten zu nennen — erinnern an Persönlichkeiten von Geist und Charakter, die am literarischen und politischen Leben, die meisten auch am Schulwesen des Kantons hervorragenden Anteil genommen haben. Die Arbeit **H. G. Wechlin's**,*) zuerst in der *Argovia*, 40. Band, dann als Sonderdruck erschienen, gibt zum ersten Mal eine umfassende und auf Einzelheiten eingehende Darstellung der großen Verdienste, die sich jene Männer um die geistige Entwicklung des Aargaus erworben haben. Indem der Verfasser die Wirksamkeit der deutschen Flüchtlinge hauptsächlich in den Zusammenhang mit dem Aufblühen der aargauischen Kantonschule, des „Lehrvereins“ zu Aarau und des aargauischen Zeitungswesens einordnet, verschafft er uns eine zweckmäßig gegliederte Übersicht über das höhere Geistesleben des Kantons von 1798 bis 1848 überhaupt und liefert so eine Art Literaturgeschichte des Kantons Aargau und damit ein Beispiel, das auch in andern Kantonen mit mehr oder weniger selbständiger Literaturgeschichte nachgeahmt werden sollte. Außer einem Aufsatz von Albert Gessler über Basels Anteil an der Literatur des 16. Jahrhunderts besaßen wir solche Einzeldarstellungen in kantonalem Rahmen bis heute nicht.

Die gründliche und anregende Arbeit Wechlin's zeichnet sich leider nicht gleichzeitig durch Tiefe und Feinheit der literarischen Charakteristik aus und läßt auch die sprachliche Sorgfalt vermissen, die man von einer literarhistorischen Darstellung ganz besonders berechtigt ist zu erwarten. Grammatische Schnitzer wie S. 47: „Der 2. Teil bildet eine Gedichtsammlung“ oder S. 74: „Durch Oberst Schmiel, einem Böhmen“ oder S. 118: „Aus aller Herren Länder“ hätten in der Korrektur auffallen sollen. Auch an gedanklichen und stilistischen Verstößen fehlt es nicht. Im J. 1825, heißt es S. 63, kamen Fröhlich's Hundert neue Fabeln heraus, „die Spottlust des jungen Fröhlich darstellend.“ Von Joh. Daniel Elster wird S. 111 berichtet: „Durch ein Duell im Gesicht verletzt, vertauscht er diese mit der Medizin.“ Seite 129: „Die Zunahme der Wohlfahrt der Mediation nimmt ihren Fortgang.“ (Die Wohlfahrt der Mediation? Und — die Zunahme nimmt ... Fortgang?) Und was ist „eine in Trümmern begriffene Nationalität und Sprache“ (S. 84)? Wahrscheinlich ist in Trümmern gemeint. Allein es genügt einem guten Schriftsteller doch nicht, daß man errate, was er etwa sagen und schreiben wollte.

Diese Ausstellungen hindern nicht, daß wir die Arbeit Wechlin's als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz begrüßen, wobei wir auch Prof. Nadler in Freiburg, der die Anregung zu diesem Thema gegeben hat, unsern Dank aussprechen möchten. D. v. G.

*) Dr. H. G. Wechlin, *Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz 1798—1848*. H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1925.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen oder angeführten Bücher.

- Eliaschoff, Michael:** Die Grundzüge der Sowjetverfassung; Winter, Heidelberg.
Haardt-Dubreuil: Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil; Bowinkel, Berlin.
Haefeli, Leo: Ein Jahr im heiligen Land; Räber, Luzern.
Hürlimann, Martin: Tut Rung Bluff, Das unvermeidliche Buch eines Weltreisenden; Grethlein, Zürich.
Luz, Hermann: Die Schuldfrage in der öffentlichen Meinung Englands; Archiv für Politik und Geschichte, März 1925.
Mannhardt, J. W.: Der Faschismus; Beck, München.
Marti, Hugo: Balder; Rheinverlag, Basel.
Niehans, Max: Björn und Thord; Francke, Bern.
Powell, E. A.: Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron; Bowinkel, Berlin.
Reinhardt, Walter: Quermelstein; Mittler, Berlin.
Schraudenbach, Ludwig: Muharebe; Dreimaskenverlag, München.
Stern, Alfred: Geschichte Europas von 1848 bis 1871; Cotta, Stuttgart.
Wadernagel, Rudolf: Geschichte der Stadt Basel; Helbing & Lichtenhahn, Basel.
 — Basel, Sammlung „Schweizer Städte“; Boissonas, Genf.
Waldfisch, E. v.: Die Außenpolitik der Schweiz; Felsli, Bern.
Wechlin, H. E.: Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz; Sauerländer, Aarau.
Widenburg, Graf von: Fahrten und Ritte in den La Plata-Staaten und Chile; Verlag für Kulturpolitik, München.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- Dr. jur. **Hans Raschle**, Baden. — Privatdozent Dr. **Kurt Leffing**, Bern.
 — Universitäts-Prof. Dr. **Adolf Helber**, Innsbruck. — **Arnold Büchli**, Aarburg.
 — Dr. **Hans Dehler**, Zürich. — Dr. **Hektor Ammann**, Aarau. — **L. M.**, Wien.
 — Prof. Dr. **Hans Schacht**, Lausanne. — Dr. **Karl Bertheau**, z. Zt. Rom. —
 Dr. **W. E. Geßner**, Basel. — Dr. jur. **Alwin Hausmann**, Zürich. — Prof. Dr. **Otto v. Greherz**, Bern.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.